

Rainer Christlein: **Ausgrabungen des frühmittelalterlichen Ortsgräberfeldes von Pleidelsheim, Kreis Ludwigsburg**

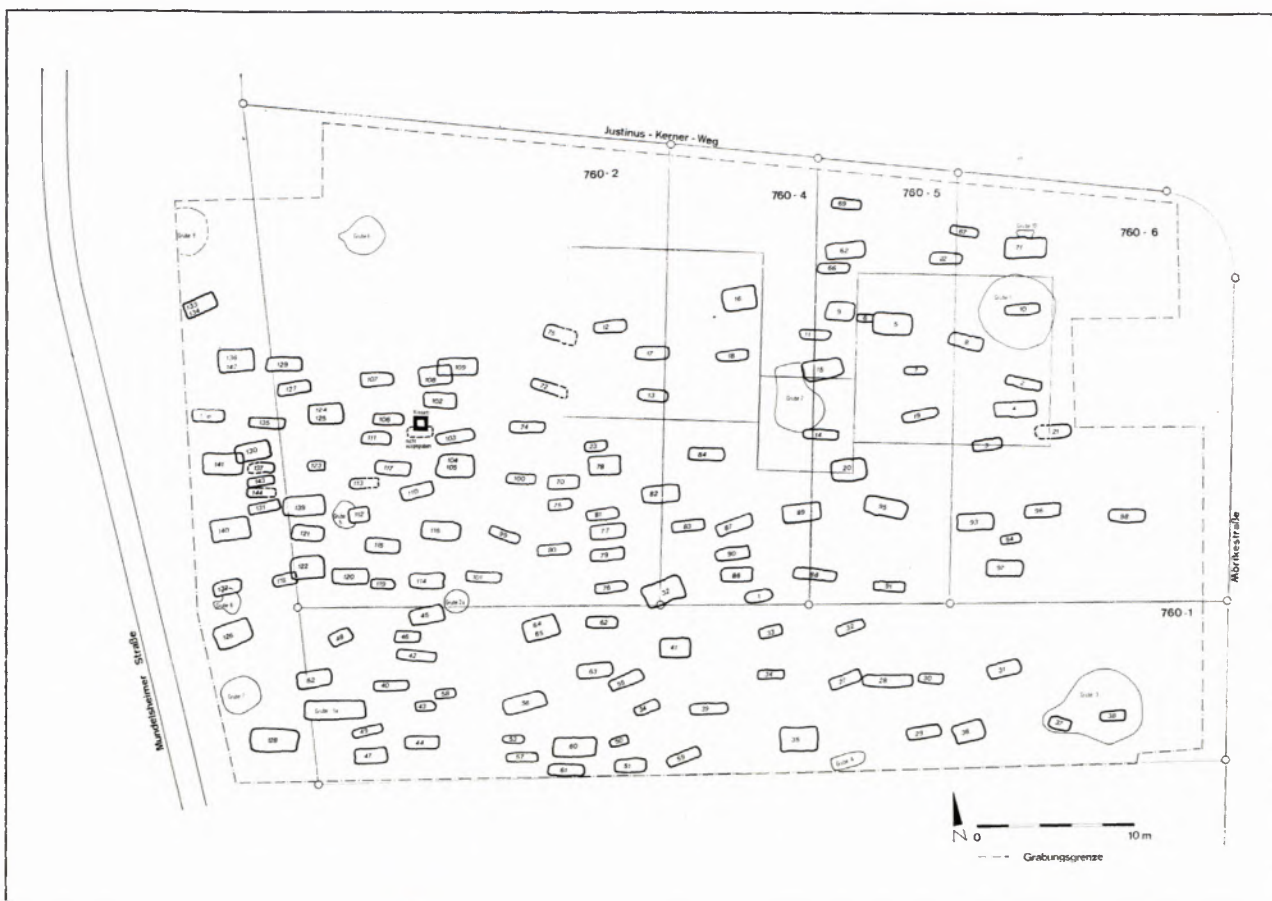
*Rainer Christlein leitete in den Jahren 1969 bis 1972 die Ausgrabungen der frühalamannischen Höhenburg auf dem Runden Berg bei Urach (Kreis Reutlingen). In mehreren Publikationen setzte er sich eingehend insbesondere mit chronologischen und soziologischen Problemen der Frühgeschichte unseres Landes auseinander. Zu den Materialkomplexen dieser Zeit, deren wissenschaftliche Bearbeitung er übernahm, gehört das Gräberfeld von Pleidelsheim.*

Ein Reihengräberfeld auszugraben – also den Friedhof einer Siedlung aus der Zeit, als das Haus der Merowinger über die Franken herrschte –, ist heute eine Angelegenheit von mehreren Monaten Dauer, von beträchtlichem personellem und finanziellem Aufwand und in der Regel von geringem rasch verfügbarem historischem Nutzwert, zumindest was das erste Jahrzehnt nach der Ausgrabung anbetrifft. Der Bodendenkmalpfleger, der die Ausgrabung eines Reihengräberfeldes veranlaßt, muß sich daher heute die Frage gefallen lassen, ob sein Tun in einer vertretbaren Relation zum Fortschritt historischer Erkenntnis steht. Er wird hingewiesen werden auf die riesige Zahl ergrabener frühmittelalterlicher Grabfunde – es mögen längst über zehntausend sein – und der tiefen Skepsis begegnen, ob die Ausgrabung weiterer zwei-, dreihundert Bestattungen der Forschung wirklich etwas Neues erbringe. Solche Fragen wurzeln in Vorstellungen, welche die merowingerzeitlichen Reihengräber und ihren materiellen Inhalt als schier unversiegbaren Quell mehr oder weniger interessanter Gegenstände aus dem täglichen Leben der Alamannen betrachteten, dazu angeht, die Vitrinen der Museen mit martialisch aussehenden Waffen und mit auch heute noch kostbar erscheinenden Schmuckstücken zu füllen. Die Vitrinen aber sind längst gefüllt, ein neuerlicher Zuwachs bedarf anderer Motivation.

Diese wurde in Württemberg schon recht früh vorgezogen. Bereits Walther Veeck begriff im Verlaufe seiner großangelegten Sammlung alamannischer Bodenfunde ein Grab als das Behältnis einer rechtlich umschreibbaren Persönlichkeit, die Grabbeigaben als Schlüssel zur soziologischen Beurteilung des Bestatteten und die Summe aller Gräber eines Friedhofs als Abbild einer alamannischen Dorfgemeinschaft. Seine Betrachtungsweise führte also schon entschieden weg von den rein kunsthistorischen oder volkskundlichen Aspekten der alamannischen Grabbeigaben. Veeck – und seine Nachfolger – sahen allerdings eine solche Dorfgemeinschaft noch als etwas in sich Ruhendes und kaum Veränderungen Unterworfenen an. In den seither vergangenen vierzig Jahren hat sich jedoch herausgestellt, daß jener Zeitraum, in welchem die Geschichte der dörflichen Siedlungen allein durch die Reihengräberfelder tradiert wird, sozialgeschichtliche Vorgänge von außerordentlicher Vielfalt mit sich ge-

bracht hatte. So kommt es dazu, daß noch kein Gräberfeld ausgegraben ist, von dem wir sagen könnten: Das ist schon einmal in dieser Form erforscht worden, das ist nicht neu. Noch bringt ein jeder Friedhof des frühen Mittelalters Überraschendes und bislang Unbekanntes. Und alle diese archäologischen Befunde sind, mit den Methoden unserer Zeit angegangen, abfragbar: nach dem Entstehungsdatum der zugehörigen Siedlung, nach deren bevölkerungsmäßiger Zusammensetzung, nach den Veränderungen dieser Siedlungsgemeinschaft in den ersten Generationen ihres Bestehens und nach dem Standort der bestatteten Bevölkerungsgruppe in der umgebenden politischen und kulturellen Landschaft. Die alamannischen Friedhöfe geben hierauf stets Antwort. Diese fällt um so vollständiger und erschöpfender aus, je umfassender das angetroffene Reihengräberfeld untersucht werden konnte. Im günstigsten Falle liegt das soziale Gefüge einer frühmittelalterlichen Siedlung bis in alle Einzelheiten seiner Entstehung und seiner Veränderungen wie ein aufgeschlagenes Buch lesbar vor uns. Ein vollständig erfaßter Bestattungsplatz ist hierfür die Voraussetzung. Ein Friedhof wie beispielsweise der bei Fridingen im Donautal ausgegrabene wird nach seiner Bearbeitung Ergebnisse bringen, welche mittels historischer Quellen nie zu erlangen gewesen wären.

Wenn das so ist, könnte man fragen, warum beschränkt man sich dann nicht auf die Ausgrabung kompletter Gräberfelder und verzichtet auf die oft mühsame Bergung einzelner Grabfunde und kleinerer Gräberfeldfragmente? Dieser gerade heute aktuellen Forderung nach größtmöglicher Effizienz in Ausgrabung und Forschung ist entgegenzuhalten, daß der gegenwärtige Stand der Geschichtswissenschaft sich bereits nicht mehr damit zufrieden geben kann, ein frühalamannisches Gräberfeld und damit die zugehörige Siedlung als isoliertes Phänomen zu betrachten. Wir wissen um die Dynamik in den Siedlungsvorgängen gerade jener entscheidenden Jahrhunderte zwischen 400 und 700, und die Fragestellungen, welche daraus erwachsen, können fast nur noch mit archäologischen Quellen und nur dadurch gelöst werden, daß man die Friedhöfe ganzer Siedlungslandschaften zu erforschen sucht. Erst wenn man sich dessen bewußt wird, wie sehr ein jeder Siedlungsplatz dieser Zeit in die Mechanik des frühmittelalterlichen Landausbaues eingebun-



den ist, wird man die Forderung nach der Erfassung möglichst aller Bestattungsplätze nicht mehr für überspitzt und utopisch halten. Es mag in diesem Zusammenhang zu denken geben, daß man schon nicht mehr unüberprüft annehmen darf, in einem jeden Reihen-  
gräberfeld liege die Bevölkerung der *ganzen* zugehörigen Siedlung. Stets ist damit zu rechnen, daß Personenkreise an beiden Enden der sozialen Rangskala nicht auf dem allgemeinen Ortsgräberfeld bestatten durften bzw. bestatten wollten. Alle diese Fragen sind nur durch die Ausgrabung ganzer Gräberfeldensembles zu lösen. Auch wenn daher die Erforschung von Friedhoffragmenten unter heutigen Gesichtspunkten als ein Wechsel angesehen werden mag, der in ferner Zukunft vielleicht einmal einzulösen ist, so ist demgegenüber eindringlich zu betonen, daß die Weichen für die Ziele und Ergebnisse der Forschung an der Frühgeschichte Südwestdeutschlands am Ende unseres Jahrhunderts bereits heute gestellt werden. Denn eine jede Bodenurkunde ist nach ihrer unbeobachteten Zerstörung in unseren Tagen für alle Zeiten vernichtet und durch keine noch so kluge Konjektur mehr zu rekonstruieren.

Das bisher Gesagte gilt es im Auge zu behalten, wenn nunmehr ein frühmittelalterliches Gräberfeld vorgestellt werden soll, von dem höchstens ein Fünftel noch erforschbar war. Es handelt sich um den zu Pleidelsheim, dem Heim des Blidolf, gehörenden ältesten Friedhof. Er lag knapp 1000 m nördlich des heutigen – und wohl auch des alten – Ortskernes. Der Ort Pleidelsheim, im Kreise Ludwigsburg und rechts des Neckars gelegen, näherte sich seit etwa zwanzig Jahren mit

einem Neubaugebiet immer mehr diesem Gräberfeld. War das erste Grab des Friedhofs 1951 noch bei Feldwegarbeiten zum Vorschein gekommen, so stammen die Einzel- und Grabfunde der folgenden Jahre durchwegs bereits aus Baugruben, so die Goldscheibenfibul des Titelblatts aus der 1958 ausgehobenen Baugrube des Hauses Im Vogelsang 12, der Rest eines reichen Männergrabes aus dem Jahre 1964 von den Baustellen Mörikestraße 30/32. Im gleichen Jahr wurden in der Baugrube zum Haus Mörikestraße 17 etwa neun Gräber beobachtet, darunter ein Pferdegrab mit einer silbertauschierten Trense des frühen 6. Jahrhunderts. 1967 erbrachte der Bau des Hauses Mörikestraße 19 weitere vierzehn Gräber, darunter ein Frauengrab des 5. Jahrhunderts. Alle Funde bis zu diesem Zeitpunkt verdanken ihre Erfassung und Sicherung der Initiative von Privatleuten. Als schließlich 1969 weitere Parzellen im Norden des Friedhofareals überbaut werden sollten, sorgte das damalige Staatliche Amt für Denkmalpflege Stuttgart für eine rechtzeitige Ausgrabung. Die annähernd 150 Gräber, welche 1969 noch aufgefunden wurden (Abbildung 1), sind nur ein geringer Ausschnitt aus dem Reihen-  
gräberfriedhof, zudem ein willkürlicher. Nur im Nordwesten scheint die Friedhofsgrenze festzustehen. Die Gesamtzahl aller Bestattungen des Gräberfeldes kann durchaus tausend erreicht haben, projiziert man die Belegungsdichte des planmäßig ergrabenen auf das aus den Einzelfunden erschließbare Friedhofsareal. Die Gräber waren wie üblich nach Osten orientiert. Grabraub, ein schon damals strafwürdiges Delikt, kam gelegentlich vor. Im wesentlichen hat sich jedoch alles das erhalten, was in „Blidolsheim“ zwischen der Mitte des 5. und dem

DAS GRÄBERFELD  
VON PLEIDELSHEIM.

◁ 1 Der Plan der ausgegrabenen Fried-  
hofsfläche.

2 Grab 71 bei der Auffindung.

3 Die Prunkwaffe des in Grab 71  
bestatteten Mannes war eine Spatha,  
deren hölzerner oder elfenbeinerner  
Griff auf der Schauseite mit Gold-  
blech belegt war. Die Scheide, aus  
zwei fellgefütterten Holzschalen, war  
mit Silberbeschlägen verklammert und  
mit silbertauschierten Riemendurch-  
zügen besetzt.

4 Außerdem besaß der Mann Sax,  
Lanze und Schild; die Metallteile der  
Waffen sind erhalten. Es handelt sich  
bei diesem Waffenbestand um die für  
eine wohlhabende Männergrabaus-  
stattung typische Zusammensetzung,  
die für zwei Jahrhunderte gültig blieb.

3



2  
4



Ende des 7. Jahrhunderts an Schmuck, metallenen Trachtzubehör und Bewaffnung getragen wurde und dessen einstige Besitzer im planmäßig ergrabenen Friedhofsabschnitt bestattet worden waren. Von den mehreren tausend geborgenen Gegenständen konnten die Werkstätten des Württembergischen Landesmuseums bis heute erst einen geringen Teil restaurieren. Auf diesen müssen sich notgedrungen die folgenden Bemerkungen beschränken. Es sind freilich jetzt schon bedeutsame Funde zu vermelden. So hat sich beispielsweise die Zahl der Gräber mit Goldgriffspathen – also mit zweischneidigen Langschwertern, deren Griff mit Goldblech belegt war – in Mitteleuropa durch die Pleidelsheimer Grabung auf achtzehn erhöht. Von unschätzbarem Wert ist es, daß dieses Grab planmäßig geborgen, daß somit seine Vollständigkeit absolut gesichert ist (Abbildung 2). Solches kann man nur von sechs aller Goldgriffspathagräber behaupten. Allein sie überliefern den Habitus, die äußere Erscheinung eines Mannes, der sich zur Spitze der damaligen Bevölkerung rechnen durfte, zuverlässig und vollständig. Es waren Männer, welche ihre Hauptwaffe, das zweischneidige Langschwert (Abbildung 3), bereits mehr zur Repräsentation als zur Kriegsführung gebrauchten. Dies geht aus dem Umstand hervor, daß der Griff der Spatha lediglich auf der Schauseite mit Goldblech belegt war. Die Waffe scheint demnach ihr Besitzer als Demonstration seiner Macht vor sich hergetragen zu haben, wie dies für jüngere Zeitepochen Bilder auf Handschriften und Grabsteinen erweisen und fürs beginnende 7. Jahrhundert das Relief auf dem Helm des Langobardenkönigs Agilulf bezeugt. Auf diesen Darstellungen halten die Hände des Spathaträgers die Spathascheide umklammert, und dem repräsentativen Charakter der Waffe entsprechend war die Scheide reichlich mit aufwendigem Metallzierat bestückt: mit einem silbernen, vergoldeten und mit Almandinen eingelegten Mundblech, mit eisernen, silbertauschierten Durchzügen des Trageriemens, mit silbernen Beschlagknöpfen und einer silbernen Ortbandzwinde. Einem gehobenen Repräsentationsbedürfnis genügte auch die übrige Ausstattung des Toten. Beigegeben waren ein Schild, dessen eiserner, die Hand schützender Schildbuckel silberplattierte Niete aufwies, ein schmaler, einschneidiger Sax, dessen Tragevorrichtung mit Almandinen eingelegt war, und eine Lanzen Spitze (Abbildung 4). Der Leibriemen war mit einer eisernen, silbertauschierten Schnalle verschlossen, der ovale Schnallenbeschlag bestand aus Silber. Am Gürtel, und zwar an dessen Rückenpartie, hing mittels einer silbernen Schnallengarnitur eine Tasche samt Inhalt. Die Grabgrube des reichen Mannes aus Grab 71 hatte die Maße 2,7/1,3 m. Die Bestattung des Toten war dabei in der Nordhälfte erfolgt, die Südhälfte enthielt außer einem Beinkamm nichts. Hier dürften sich Beigaben aus organischem Material befunden haben, wie sie von Gräberfeldern mit besseren Erhaltungsbedingungen her bekannt sind. Zu vermuten wären neben Textilien vor allem Gefäße aus Holz.

Den Reichtum an Gefäßbeigaben in frühmittelalterlichen Gräbern veranschaulicht ein nur wenige Jahrzehnte nach dem Tode des Goldgriffspathaträgers angelegtes Frauengrab, Nr. 140 (Abbildung 5). Es enthielt – ebenfalls im Nordteil einer 2,5/1,45 m großen Grabgrube – das Skelett der Toten mit den unvergänglichen Bestandteilen von Tracht und Schmuck: einem

S-Fibelpaar fränkischer Herkunft aus Silber, einem Bügelfibelpaar gleichen Materials und gleicher Herkunft, einem wirtelförmigen Glasanhänger, einer Glasperlenkette am Hals und dem obligaten Gürtelgehänge. Im Südteil der Grabgrube waren neben allerlei Gerätschaften, wie Schabmesser und Spindel, vor allem Gefäße und Speisebeigaben deponiert. Am originellsten sind zwei Tongefäße in Form eines Schuhpaares (vgl. Abbildung 6). Sie sind in der umfangreichen Serie frühmittelalterlicher Keramik bisher Unikate geblieben. Die Form frühmittelalterlicher Ledersandalen geben sie genau wieder, wie ein Vergleich mit erhaltenen Lederschuhresten aus dem Gräberfeld Oberflacht zeigt. Beide Tonschuhe münden oben in einen Becher von etwa doppelkonischer Form mit einschwingendem, rillenverzietem Oberteil. Derlei Tonbecher gehören zum Standardrepertoire einheimischer Trinkgefäße des 5. und beginnenden 6. Jahrhunderts. Aus dieser Zeit und aus einer süddeutschen Werkstatt stammt somit unser bemerkenswertes Gefäßpaar.

Importiert, und zwar aus dem Westen, sind dagegen ein gläserner Sturzbecher und ein Kästchen mit bronzeblechbeschlagener Schauseite (vgl. Abbildung 6). Ersterer ist trotz seines zerbrechlichen Äußeren nur eines von Dutzenden gleichartiger Importgefäße in Süddeutschland und dokumentiert die Dichte frühmittelalterlichen Glasimportes im 6. Jahrhundert. Während Sturzbecher daher auch in Gräber lediglich durchschnittlich Begüterter gelangten, finden sich Holzkästchen mit Metallbeschlägen nur bei überdurchschnittlich ausgestatteten Toten. Seit spätantiker Zeit dienten sie zur Aufbewahrung von Schmuck und sind infolgedessen stets Attribute von Frauenbestattungen. Alle bronzeblechbeschlagenen Holzkästchen des 6. Jahrhunderts wurden in einem kurzen Zeitraum einige Jahre nach 500 hergestellt und sind sich so ähnlich, daß sie nur aus wenigen Werkstätten, deren Lage man in Rheinhessen wie im Kölner Raum vermuten darf, stammen können. Das Holz des Kästchens ist natürlich im Laufe der Jahrhunderte vergangen. Nur der sorgfältigen Bergung der hauchdünnen Bronzeblechreste (vgl. Abbildung 7) und der Konservierungskunst des Württembergischen Landesmuseums ist es zu verdanken, wenn das Schmuckkästchen in der vorliegenden Form und so perfekt rekonstruiert werden konnte, daß sogar der Schloßmechanismus wieder funktioniert.

Die bisherigen Ausführungen beschäftigten sich mit zwei der reichsten Bestattungen des Gräberfeldes Pleidelsheim und umschrieben Persönlichkeiten, welche unzweifelhaft zur Prominenz des frühmittelalterlichen Ortes gehörten. Nach dem eingangs Gesagten sollte es jedoch das Ziel einer Gräberfelduntersuchung sein, das Verhältnis der einzelnen, sozial unterscheidbaren Bevölkerungsgruppen zueinander und Veränderungen in solchen Beziehungen zu beschreiben. Hierfür scheinen in Pleidelsheim, einem weitgehend zerstörtem und nur partiell erschlossenen Friedhof, die Voraussetzungen auf den ersten Blick denkbar schlecht. Auf den zweiten Blick wird jedoch sichtbar, daß auch die unsystematisch geborgenen Einzelfunde manchmal Bestattungen zuweisbar sind, welche rangmäßig den beschriebenen Gräbern 71 und 140 nicht nachstehen. In erster Linie ist hier die auf dem Titelblatt abgebildete Scheibenfibel zu nennen, die größte und prächtigste, welche bisher in Baden-Württemberg gefunden wurde. Die goldene Schauseite von 7,5 cm Durchmesser wiegt

5 DAS PLEIDELSHEIMER GRAB 140 bei der Auffindung. Deutlich zeichnet sich die Grabgrube als dunklere Erdverfärbung im umgebenden Boden ab. Rechts der Toten sind die bronzenen Überreste des Kästchens und – weiter unten – die Schuhgefäße zu erkennen.

6 Die in der Südhälfte von Grab 140 niedergelegten Gefäßbeigaben waren die kostbarsten des Friedhofes von Pleidelsheim: ein Paar Schuhgefäße aus dünnwandigem Ton, ein gläserner Sturzbecher und ein Holzkästchen mit bronzebeschlagener Schauseite (im Vordergrund der zugehörige Schlüssel). Das Gefäßpaar ist einheimischer Herkunft, Glas und Schmuckkasten waren aus dem Rheinland importiert worden.



5  
6





7 DIE SCHAUSEITE DES HOLZKÄSTCHENS bestand aus punzenverziertem Bronzeblech; sie war durch Einlagen aus Glas zusätzlich geschmückt. Die Herstellung solcher Schmuckkästchen erfolgte ausschließlich für den Bedarf wohlhabender Familien in wenigen zentralen Werkstätten, die noch in spätantiker Tradition arbeiteten. Von diesen Kästchen führt ein direkter Weg zu frühchristlichen Reliquiaren und Sepulchren des 8. und 9. Jahrhunderts.

Um die in tausend Einzelteile zerbrochene Schauseite des Holzkästchens im Zusammenhang bergen und wieder zusammensetzen zu können, bedurfte es größter Sorgfalt. Hier die Bronzeblechteile vor der Restaurierung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart.

13,65 g und ist mit Filigranwerk und mit Fassungen für 186 Stein- und Glaseinlagen besetzt. Ihre Grundform geht auf Vierpaßfibeln aus fränkischen Werkstätten zurück, und diese Herkunft ist auch für das Pleidelsheimer Stück anzunehmen. Die Tote, welcher die Goldfibel einst gehört hatte, muß der gleichen sozialen Schicht angehört haben wie die in den Gräbern 71 und 140 Bestatteten, nur lebte sie ein Jahrhundert später. Dies zeigt uns an, daß jene prominente Bevölkerungsgruppe, welche erstmals mit dem Goldgriffspathaträger der Zeit um 500 faßbar wurde, überaus lange in Pleidelsheim ansässig war. Eine solche soziale Stabilität ist im frühen Mittelalter eher die Ausnahme als die Regel. Und noch ein zweites wird deutlich: Die Bestattungen jener wirtschaftlich führenden Persönlichkeiten verteilen sich regellos über das gesamte Friedhofsareal. An keiner Stelle ist sichtbar, daß sich diese extrem reichen Gräber zu einem separaten Grabbezirk zusammengeschlossen hätten, archäologisches Indiz dafür, daß jene prominente Personengruppe ihre wirtschaftliche Stellung bereits zu einer sozialen Abtrennung von der übrigen Bevölkerung benutzt hätte. Wir müssen vielmehr mit zwei Möglichkeiten rechnen. Die erste wäre, daß jene reichsten Pleidelsheimer mehr als 150 Jahre hindurch lediglich die Spitze einer bäuerlichen Bevölkerung bildeten, ohne jegliche politischen und gesellschaftlichen Ambitionen. Auf keinen Fall darf man in ihnen eine Familie von Adel sehen. Die zweite, erst nach genauester Prüfung aller im Fundmaterial begründeten Argumente vorzuschlagende Möglichkeit wäre, die Beziehungslosigkeit der „Spitzengräber“ zueinander damit zu erklären, daß jene prominente Personengruppe öfters ausgewechselt worden wäre. In erster Linie hätte man dabei an Beamte zu denken, und die starke fränkische Komponente im Beigabengut aller Bestattungen könnte durchaus für diese Lösung sprechen. Hier wird eine fortschreitende Konservierung der Pleidelsheimer Grabfunde sicher noch zur Klärung beitragen.

Trotz der scheinbar ungünstigen Voraussetzungen erbrachten die Grabungen am frühmittelalterlichen Gräberfeld von Pleidelsheim das Bild der sozial differenzierten Dorfgemeinschaft des 5. bis 7. Jahrhunderts.

Noch darf freilich die dabei sichtbar gewordene vermögende Personengruppe zu den Spitzenfamilien nur des Dorfes, nicht des Landes gezählt werden. In dieser Formulierung ist der Pleidelsheimer Befund beinahe verallgemeinbar: Überall im Südwesten Deutschlands stößt man immer wieder auf jene solide, die soziale Strukturpyramide eines jeden Dorfes nach oben abschließende reiche Bevölkerungsgruppe, welche sich des öfteren adelsähnliche Züge zuzulegen wußte, im ganzen genommen jedoch nur eine wohlhabende Mittelschicht, keinesfalls die Oberschicht des Landes bildete. Diese ausgesprochen breit gestreute Mittelschicht scheint zu wohlhabend gewesen zu sein, als daß sie politisch ohne Bedeutung geblieben wäre, und auf der anderen Seite wiederum nicht wohlhabend genug, als daß ihr politischer Einfluß sich in irgendwelchen heute noch sichtbaren Großtaten niedergeschlagen hätte. Die wirtschaftliche Macht jener Familien, die in der Frühzeit St. Gallens ganz im Süden Alamanniens so selbstbewußt auftraten, scheint von der großen Masse jener Leute, die sich nach dem Muster der Pleidelsheimer Gräber 71 und 140 bestatten ließen, nie erreicht worden zu sein. Mit einer mangelnden Dotierfähigkeit wäre erklärbar, weshalb es im nördlichen Alamannien, im heutigen Württemberg, im 7. Jahrhundert nie zur Gründung bedeutender Klöster kam, obwohl das Land damals längst dem christlichen Glauben anhing. In der Tat ist dort, wo wir solche Klöster haben, in Baiern und in der heutigen Nordschweiz, die soziale Struktur der frühmittelalterlichen Bevölkerung eine ganz andere. Diese Bemerkungen mögen dem an der Landesgeschichte Interessierten zeigen, daß unsere Reihengräberfelder der Merowingerzeit mehr zu geben imstande sind als Bewegliches aus Haus und Hof des frühen Mittelalters.

Dr. Rainer Christlein  
Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege · Vor- und Frühgeschichte  
Außenstelle für Niederbayern  
83 Landshut · Siemensstraße 9